

Rückkehr in Feindesland? *Fritz Bauer in der deutsch- jüdischen Nachkriegsgeschichte*

Fritz Bauer Institut (Hg.)

Jahrbuch 2013
*zur Geschichte und
Wirkung des Holocaust*



Rückkehr in Feindesland?

Fritz Bauer Institut

Studien- und Dokumentationszentrum zur
Geschichte und Wirkung des Holocaust

Jahrbuch 2013 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust

Rückkehr in Feindesland?

Fritz Bauer in der deutsch-jüdischen
Nachkriegsgeschichte

Herausgegeben im Auftrag des Fritz Bauer Instituts
von Katharina Rauschenberger

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Das Jahrbuch erscheint mit freundlicher Unterstützung des Fördervereins Fritz Bauer Institut e.V.,
Frankfurt am Main.

ISBN 978-3-593-39980-5 (Print)

ISBN 978-3-593-42118-6 (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2013 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Surface – Gesellschaft für Gestaltung mbH, Frankfurt am Main

Lektorat im Fritz Bauer Institut: Sabine Grimm

Umschlagmotiv: © Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort 7

Fritz Bauer unter jüdischen Remigranten

Liliane Weissberg

Rückkehr im Widerstand 15

Katharina Rauschenberger

Recht schaffen und politisch handeln

Fritz Bauer und Henry Ormond – ein Vergleich 39

Katharina Stengel

Die schwierige Rolle der Verfolgten in den NS-Prozessen

H.G. Adler und Hermann Langbein 65

Klaus Kempter

Zur Institutionalisierung der Holocaustforschung

Joseph Wulf und das Internationale Dokumentationszentrum zur

Erforschung des Nationalsozialismus 85

Detlev Claussen

Unter uns

Die Remigranten Fritz Bauer, Max Horkheimer und

Theodor W. Adorno treffen sich in Frankfurt 107

Mittler oder Einzelkämpfer?

Ronen Steinke

Der Vorwurf der Befangenheit

Fritz Bauer in den Interview-Affären 1963 und 1965 121

Volker Rieß

Fritz Bauer und die Zentrale Stelle

Personen zwischen Konsens und Dissens 131

Zwischen Theorie und Rechtsanwendung

Lena Foljanty

Eine sehr politische Hoffnung

Zum Rechtsdenken Fritz Bauers im Kontext seiner Zeit 153

Vasco Reuss

»Ihr hättet Nein sagen müssen«

Fritz Bauers Widerstandsgebot und das moderne Völkerstrafrecht 173

Werner Päckert

Fritz Bauer und die Reform des Strafvollzugs 203

Persönliche Begegnungen

Cilly Kugelmann

Fritz Bauer hinter dem Schwimmbad 217

Interview mit Generalstaatsanwalt Dr. Bauer 223

Nele Löw-Beer

Fritz Bauer und Helga Einsele – eine Freundschaft. 227

Personenverzeichnis 231

Autorinnen und Autoren 235

Vorwort

Fritz Bauer in den Kontext der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte zu rücken überrascht viele, die seine Biographie ein wenig kennen. Das Judentum hatte für den Generalstaatsanwalt und Initiator der Frankfurter Auschwitz-Prozesse keine große Bedeutung. Dass er Jude war, schien nur in seiner Kindheit eine Rolle gespielt zu haben. In den Biographien über Fritz Bauer wird das Jüdische als Frage der Herkunft behandelt, die für ihn bis zu seiner Flucht aus Deutschland 1935 prägend gewesen sei.¹ Danach seien vor allem seine sozialdemokratischen Bindungen und seine juristische Arbeit von Bedeutung gewesen. In diesem Band jedoch soll Fritz Bauer vor dem Hintergrund der Situation der Juden zu seiner Zeit betrachtet werden. Dabei geht es weniger um die Frage, ob das der für ihn bestimmende Rahmen war, sondern um die Vermutung, dass die nach 1945 zurückkehrenden Juden in Deutschland in besonderer Weise exponiert waren. Es gab für sie keine Möglichkeit, das Jüdische als Privatangelegenheit zu betrachten. Viele wollten es auch gar nicht. Wie sah das bei Fritz Bauer aus?

Die Fotografie, die für den Titel dieses Buches ausschnittsweise verwendet wurde, zeigt ein seltenes Motiv. Zu sehen ist Fritz Bauer im Kreis einiger Männer. Zwei der Personen tragen eine Kippa, Bauer selbst und die beiden Herren rechts und links von ihm sind barhäuptig, ein weiterer trägt einen Hut. Die Gruppe steht vor einer Hausfassade mit einem Davidstern und Kränzen mit Trauerflor, im Vordergrund brennt eine Feuerschale. Fritz Bauer hält Papiere in der Hand. Das Foto fängt eine der vermutlich wenigen Situationen ein, in denen er in Gemeinschaft von jüdischen Repräsentanten und im Zusammenhang mit jüdischen Symbolen zu sehen war. Es wurde im April 1964 vor der Synagoge Fasanenstraße in Berlin aufgenommen. Der Anlass war der 21. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto, zu dem

¹ Vgl. Irmtrud Wojak, *Fritz Bauer 1903–1968. Eine Biographie*, München 2009, S. 56–81; Matthias Meusch, *Von der Diktatur zur Demokratie. Fritz Bauer und die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in Hessen (1956–1968)*, Wiesbaden 2001, S. 8–10.

Fritz Bauer in Berlin eine Ansprache hielt. Neben ihm stehen der Berliner Innensenator Otto Theuner und der DGB-Vorsitzende Walter Sickert. In der ersten Reihe links ist der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Berlin, Heinz Galinski, mit Kippa zu erkennen, weiter hinten stehen der Berliner Rabbiner Cuno Chanan Lehrmann und der Oberkantor der Jüdischen Gemeinde Berlin Estrongo Nachama. Was hatte Fritz Bauer diesen Zuhörern zu diesem Anlass zu sagen?

Nach einem Artikel in der *Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland* sprach Bauer vom Widerstand.² Das hatte er schon öfter zuvor getan: Seit dem Prozess gegen den ehemaligen Generalmajor Otto Ernst Remer im Jahr 1952 am Landgericht Braunschweig entwickelte Bauer seine Theorie vom Widerstandsrecht eines jeden gegen ein bestehendes Unrecht auch in Fällen, in denen das Unrecht durch rechtliche Grundlagen legitimiert zu sein scheint. Ging es 1952 um die Rehabilitierung der Attentäter des 20. Juli, konnten diese 1964 bei der Würdigung der Widerstandskämpfer im Warschauer Ghetto nicht als Vorbilder dienen. Bauer entwarf hier widerständiges Handeln als ein Grundprinzip jüdischer Geschichte.

Sein erster Bezug galt dem Buch Rut. Darin wird die Geschichte der Moabiterin Rut und ihrer Schwiegermutter Noomi erzählt. Nach dem Tod ihres Ehemannes folgt Rut ihrer Schwiegermutter zurück nach Bethlehem in Juda und setzt es durch, von den Juden in deren Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Sie heiratet dort zum zweiten Mal und wird so eine Vorfahrin von König David. Bauer zog auch den Propheten Jeremias als Beispiel jüdischen Widerstands heran. Jeremias stellte sich gegen die Mehrheit des jüdischen Volkes, warnte vor dem Untergang Jerusalems, ermutigte die Juden, unbequem zu sein, und geriet selbst um der Wahrheit willen ins Abseits. Bauer sprach von der Standhaftigkeit der Juden angesichts des Befehls Nebukadnezars, die Götzen anzubeten. Er zitierte Flavius Josephus und verwies auf die Tapferkeit der Juden im Kampf gegen die römische Übermacht. Kurz, er zeichnete das jüdische Leben in seiner Rede als eines »in einer permanenten Widerstandshandlung gegen alles Unzulängliche«.³

Man vergegenwärtige sich die Situation: Während einer Gedenkfeier mit Überlebenden des Holocaust und im Beisein von lokalen Politikern und Vertretern der Bundesregierung wählte Bauer Bilder von den Juden als der

2 Joachim M. Goldstein, »Permanenter Kampf gegen die Unzulänglichkeit. Gedenkstunde zum 21. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto«, in: *Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland*, Jg. 19, Nr. 3, 17. April 1964.

3 Ebd., S. 14.

herrschenden Gemeinschaft, die Milde gegen Neumitglieder walten lassen solle. Wäre dies nicht eher eine Botschaft für die nichtjüdische deutsche Mehrheit gewesen, die keine zwanzig Jahre zuvor ganz offen die Juden ausgeschlossen hatte? Innerhalb der eigenen Gruppe, so Bauer, sollten die Juden für Wahrheit und den gottgefälligen Weg streiten. Wie Jeremias dürften sie dabei keine Rücksicht nehmen auf die möglicherweise damit einhergehende eigene Isolation. Judentum bedeute eine immerwährende Aufmerksamkeit und Bereitschaft zum Widerstand gegen das Unrecht. Der Bauer nach seiner Ansprache zuteilwerdende »überaus starke Beifall« als »Dank für die temperamentvollen, aufklärenden Worte« macht stutzig. Was genau begeisterte seine Zuhörer? War es die Rolle, die Bauer darin der jüdischen Gemeinschaft zgedacht hatte? Wie sah sie aus?

Nach innen streng, nach außen milde, aber immer in der Sonderrolle der Widerständigen – war das die für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland in den sechziger Jahren gültige Botschaft Bauers? In dieser Allgemeinheit sind die Prinzipien der Toleranz, der Wachsamkeit, des Mutes, der Rechtfchaffenheit Werte, die man sich für alle Gemeinschaften wünscht. Bauer ermöglichte mit seinen Worten eine Vermischung der Gemeinschaften von Deutschen und Juden zu einem gemeinsamen »Wir«, das sich nach innen wie nach außen demokratiebereit und widerständig gegen das Unrecht zeigen müsse und das den Juden eine tragende Rolle dabei zumaß. Dieses »Wir« ist es, was uns in den folgenden Aufsätzen immer wieder beschäftigt.

Einigen Freunden gegenüber hat Fritz Bauer in den sechziger Jahren wiederholt die Bemerkung geäußert, wenn er sein Büro verlasse, betrete er feindliches Ausland. Auf der Tagung des Fritz Bauer Instituts im Oktober 2012, die die Grundlage für dieses Jahrbuch bildete, kreiste die Diskussion immer wieder um die Fragen seines Scheiterns und seiner Isoliertheit. Die Beiträge des vorliegenden Bandes nun sollen helfen, darüber mehr Klarheit zu bekommen. War Bauer in seinen politischen Zielen und Kämpfen isoliert? Wer waren seine Kombattanten? Wie sahen ihre Handlungsmöglichkeiten aus, wie ihre politischen Absichten? Welche Bezüge stellte Bauer in seinem theoretischen Denken her, welche Wirkung zeitigte er? In welchem Maß waren Bauers Erfahrungen die allgemeinen der jüdischen Remigranten in Deutschland?

Der erste Abschnitt des Bandes behandelt die Beziehungen Fritz Bauers zu anderen jüdischen Remigranten der Nachkriegszeit. Liliane Weissberg beschäftigt sich in ihrem Beitrag eingehend mit dem von Bauer in vielen Situationen zitierten Satz »Was Du nicht willst, dass man Dir tu', das füg' auch

keinem andern zu«, der ihn als Lebensmaxime begleitete. Sie zeigt, wie Bauer diesen Leitspruch auf einen jüdischen Ursprung zurückführte und sich damit seinen eigenen Bezug zum Judentum schuf. Die zahlreichen theologischen, literarischen und philosophischen Zitate in Bauers Texten markierten die Verwurzelung seines Denkens in der deutschen Bildung, im Naturrecht, im Neuen wie im Alten Testament. Mit seiner juristischen und politischen Arbeit sei er im Nachkriegsdeutschland in die Rolle des Einzelgängers geraten – und dies trotz zahlreicher Kontakte und Freundschaften in der intellektuellen Szene Frankfurts. Katharina Rauschenberger vergleicht in ihrem Aufsatz die Biographien und politischen Ansichten Fritz Bauers und Henry Ormonds. Die beiden jüdischen Juristen waren nach ihrer Rückkehr zwar in ähnlichen Feldern aktiv, hatten jedoch ein unterschiedliches Verhältnis zu Deutschland. Katharina Stengel untersucht, in welcher Weise sich Fritz Bauer, Hermann Langbein und H.G. Adler zu ihrer Rolle als Überlebende und Opfer des Nationalsozialismus verhielten. Bemüht, NS-Verbrecher ausfindig zu machen und ihrem gerechten Urteil zuzuführen, sammelten sie unermüdlich Beweise und suchten nach Zeugen. Konflikte entstanden um die Einflussmöglichkeiten der Überlebenden auf die NS-Prozesse selbst, die auch Fritz Bauer beschränkt sehen wollte. Klaus Kempfer schildert in seinem Beitrag die Geschichte des »Internationalen Dokumentationszentrums zur Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Folgeerscheinungen« – ein Projekt des Holocaust-Überlebenden und autodidaktischen Historikers Joseph Wulf, das schließlich scheiterte. Kempfer führt aus, dass Wulf, Bauer sowie alle anderen Personen, die sich für die Aufarbeitung der NS-Verbrechen einsetzten, Einzelkämpfer waren, deren Verbindung untereinander immer bloß punktuell, auf einen bestimmten Zweck gerichtet gewesen sei. Detlev Claussen zeichnet Fritz Bauer in seinem Beitrag als Mitglied der Gruppe von jüdischen Intellektuellen um Theodor W. Adorno und Max Horkheimer. Claussen begreift das »Wir« der Remigranten als eines, das durch die Erfahrung des Exils, aber auch durch die intellektuelle Anstrengung begründet war, das Geschehene, das Menschheitsverbrechen, analytisch zu erfassen. Diese Gruppe, so wird deutlich, war in besonderer Weise mit der Stadt Frankfurt verbunden und konnte hier Tradition bilden.

Zwei Beiträge gehen der Frage nach, in welcher Weise Fritz Bauer außerhalb des »Wir« der jüdischen Remigranten wahrgenommen wurde und agierte. Ronen Steinke beschäftigt sich mit den schweren Anschuldigungen, die gegen Bauer während der Interview-Affären 1963 und 1965 erhoben wurden – Bauer hatte die Deutschen gegenüber ausländischen Zeitungen

kritisiert. Man schloss den nonkonformen jüdischen Generalstaatsanwalt von der »Wir«-Gruppe der Deutschen aus und warf ihm vor, als ehemaliger Verfolgter in den Strafprozessen gegen NS-Verbrecher befangen zu sein. Nur von dieser Außenseiterposition aus habe er die Deutschen derart kritisieren können. Volker Rieß dagegen zeichnet Bauers Kooperationsbereitschaft als hessischer Generalstaatsanwalt gegenüber der »Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen« in Ludwigsburg akribisch nach. Dabei kommt er zu der Einschätzung, dass Bauer zumindest bis 1961 eng und vertrauensvoll mit Erwin Schüle, dem Leiter der Zentralen Stelle, zusammengearbeitet hat – obwohl er von Schüles NSDAP-Mitgliedschaft wusste. Und nicht nur das: Bauer scheint nach den Recherchen von Rieß als Mittler zwischen den israelischen Behörden, insbesondere dem Leiter der »Israel Mission« in Köln, Felix Shinnar, und der Zentralen Stelle fungiert zu haben.

Der dritte Teil des Bandes ist den theoretischen und rechtspraktischen Vorstellungen Fritz Bauers gewidmet. Lena Foljanty analysiert Bauers rechtstheoretische Schriften im Zusammenhang mit den rechtsphilosophischen Debatten der fünfziger Jahre. Der Begriff des Naturrechts ist dabei ein entscheidender, an ihm schied sich die Jurisprudenz. Bauers Beitrag beschreibt Foljanty als einen heterogenen: Einerseits maß er dem Naturrecht eine große Bedeutung für die Verankerung des Rechts in übergeordneten Werten bei; andererseits war »Naturrecht« bei Bauer nichts objektiv Gültiges, sondern genuin politisch, als Gegenstand von Widerstreit und Kämpfen musste es demokratisch errungen werden. Vasco Reuss geht in seinem Artikel der für Bauer zentralen Frage eines Widerstandsgebots gegenüber staatlicher Gewalt nach und zeigt, wie Bauers Idee einer Widerstandspflicht in späteren Rechtsauffassungen wiederzufinden ist. Litt Bauers Widerstandsgebot noch unter dem Defizit, das gewaltbereite staatskonforme Verhalten im Nationalsozialismus nicht sanktionieren zu können, weil es keine übergesetzliche Instanz gab, die dies hätte durchsetzen können, trete das moderne Völkerrecht gerade mit diesem Anspruch an und verpflichte die Vertragsstaaten universell zur Einhaltung der Menschenrechte, die auch für Bauer das zentrale zu schützende Rechtsgut darstellten. Werner Päckert spürt in Bauers Ideen zum Strafvollzug den historischen Vorbildern nach und reiht ihn unter die zeitgenössischen Reformen ein, die in den sechziger Jahren für einen humanen Strafvollzug stritten. Waren Sanktionen bis dahin immer nur auf die Schuld des Delinquenten zugeschnitten, sollten sie nun eine Art Hilfestellung werden, die Straftaten gar nicht erst entstehen ließ.

Der letzte Abschnitt gibt Einblick in zwei persönliche Begegnungen mit Fritz Bauer. Cilly Kugelmann erzählt, wie sie 1964 gemeinsam mit Micha Brumlik den hessischen Generalstaatsanwalt zum Auschwitz-Prozess befragte. Sie analysiert, wieso die 17-jährige Anhängerin der Zionistischen Jugend in Deutschland dem Zusammentreffen mit Fritz Bauer so wenig Bedeutung beimaß. Das gesamte Interview ist im Anschluss daran nachzulesen. Abschließend kommentiert Nele Löw-Beer Tagebuchaufzeichnungen ihrer Mutter, Helga Einsele, die diese 1965 und 1968 über Bauer gemacht hat. Darin wird das Bild von der sehr zerbrechlichen Persönlichkeit Fritz Bauers sichtbar.

Ich danke vor allem Raphael Gross, dem Direktor des Fritz Bauer Instituts, dass er mir die Möglichkeit gegeben hat, die Tagung »Fritz Bauer in der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte« durchzuführen und ihre Ergebnisse im Jahrbuch des Instituts zu veröffentlichen. In gleicher Weise möchte ich den Tagungsteilnehmern und allen weiteren Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge danken. Dorothee Becker danke ich für die Abschrift des Interviews mit Fritz Bauer. Mein besonderer Dank gilt Sabine Grimm, ohne deren sorgsames Lektorat und kritische Anregungen dieses Buch so nicht möglich gewesen wäre.

Frankfurt am Main, Juli 2013
Katharina Rauschenberger

Fritz Bauer unter jüdischen Remigranten

Rückkehr im Widerstand

Liliane Weissberg

Furcht und Hoffnung

1938 begann Ernst Bloch im amerikanischen Exil an einer umfangreichen Studie zur philosophischen Bedeutung von Hoffnung zu schreiben. Als er 1949 nach Deutschland zurückkehrte – in die neugegründete Deutsche Demokratische Republik, den deutschen Staat, der am deutlichsten mit der faschistischen Vergangenheit zu brechen schien –, überarbeitete er das Manuskript ein letztes Mal und brachte es dann zwischen 1954 und 1959 in deutscher Sprache zum Druck: die dreibändige Studie *Das Prinzip Hoffnung*. Aus Blochs in der Emigration verfasstem Werk wurde damit ein Buch der Rückkehr. Doch obwohl *Das Prinzip Hoffnung* in fast enzyklopädischer Breite Gedanken zur Hoffnung sammelt und diese selbst zum Grundmotiv des philosophischen Denkens erhebt, enthält das Buch keinen Hinweis auf Blochs persönliches Schicksal, auf seine Rettung vor der Verfolgung und dem fast gewissen Tod. Ihm selbst war durch die Möglichkeit der Emigration ein Glück beschieden, das viele Juden seiner Generation nicht mit ihm teilen konnten.

Auch in seinen späteren Büchern und Aufsätzen sollte Bloch über den Holocaust Schweigen bewahren.¹ In seinem Vorwort zum *Prinzip Hoffnung* greift er Fragen auf, die zu den grundsätzlichen der Philosophie gehören und zugleich ein Licht auf die besondere Situation werfen, in der sein Werk entstanden war. Beginnt die Philosophie nach Aristoteles mit einem Menschen, der die Welt um sich betrachtet, staunt und zunächst nur Fragen stellen kann,² so schreibt Bloch hier als Erzähler, der sich mit uns, den Lesern, auf

1 Siehe etwa Henning Tegtmeier, »Exodus und Heimkehr. Ernst Bloch, Philosoph der Hoffnung«, in: Monika Boll, Raphael Gross (Hrsg.), »Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können«. *Jüdische Intellektuelle in Deutschland nach 1945*, Frankfurt am Main 2013, S. 205–232.

2 Vgl. Aristoteles, *Metaphysik*, I 2, 982 b 17–22; siehe auch Platon, *Theaitetos*, 155d.

eine Stufe stellt. Er schreibt im *Wir*. So nimmt auch das Staunen (thaumáze-in) bei ihm eine etwas andere Form an. Bloch fragt: »Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?« Und die Antwort folgt sogleich:

»Viele fühlen sich nur als verwirrt. Der Boden wankt, sie wissen nicht warum und von was. Dieser ihr Zustand ist Angst, wird er bestimmter, so ist er Furcht.

Einmal zog einer weit hinaus, das Fürchten zu lernen. Das gelang in der eben vergangenen Zeit leichter und näher, diese Kunst ward entsetzlich beherrscht. Doch nun wird, die Urheber der Furcht abgerechnet, ein uns gemäßigteres Gefühl fällig.

Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen.«³

Bloch bezieht sich mit diesen Zeilen auf ein bekanntes Märchen der Gebrüder Grimm: »Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen«. Sich zu fürchten wird dort als etwas Begehrenswertes beschrieben. Ein namenloser Junge möchte sich fürchten können; das Gefühl der Furcht soll seine menschlichen Erfahrungen vervollkommen. Von einer mangelnden Möglichkeit des Sich-fürchten-Könnens konnte jedoch anlässlich der Erfahrung des »Dritten Reiches« kaum mehr die Rede sein, Bloch deutet es mit dem Hinweis auf das »entsetzlich beherrschte« Gefühl auch an. Wie ist es aber, wenn ein Emigrant nach Deutschland zurückkehren will und daher umgekehrt das Fürchten verlernen muss?

Fritz Bauer, der Deutschland ebenfalls verlassen hatte und der wie Bloch 1949 zurückkam – jedoch in die neugegründete Bundesrepublik –, bezieht sich in seinen Schriften gleichfalls auf Furcht und Hoffnung. »Menschlich schaudert es mich«, schrieb Bauer 1943, als er von der Ermordung der Juden hörte, allerdings aus politischen Gründen dennoch zur Rückkehr nach Deutschland entschlossen war.⁴ Und er beendet seinen 1960 veröffentlichten Aufsatz »Das Ende waren die Gaskammern« mit einem Zitat des ermordeten jüdischen Reichsaußenministers Walther Rathenau, der das Hitler-Regime nicht mehr erleben sollte: »Fünfundzwanzig Jahre sind seit den ›Nürnberger Gesetzen‹ vergangen. Es bleibt – um mit Walther Rathenau zu sprechen – die Hoffnung auf den ›Tag, an dem wir uns die Hände reichen, um gemein-

3 Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Gesamtausgabe Bd. 5 (5 Teile in 2 Bänden), Frankfurt am Main 1959, S. 1.

4 Fritz Bauer an Kurt Heinig, 11.11.1943, zit. nach Irmtrud Wojak, *Fritz Bauer 1903–1968. Eine Biographie*, München 2009, S. 185.

sam die Wunden zu heilen, die Witwen und Waisen zu trösten, die Erde neu aufzubauen.«⁵

Familie, Judentum, sozialdemokratische Partei

Fritz Bauers Lebenslauf bis zu Hitlers Machtergreifung war außergewöhnlich und typisch zugleich. Wie viele Juden im frühen 20. Jahrhundert waren seine Eltern im Textilhandel tätig, ihr Betrieb befand sich in Stuttgart. Auch Bauers Großeltern mütterlicherseits, die in Tübingen lebten und bei denen er als Kind seine Ferien verbrachte, besaßen ein Textilgeschäft. Waren die Großeltern noch in der jüdischen Gemeinde Tübingens engagiert, so hatten sich die religiösen, wenn auch nicht die sozialen Bande der Eltern zur jüdischen Gemeinde Stuttgarts bereits stark gelockert. Für ihre Kinder, den 1903 geborenen Sohn Fritz und die drei Jahre jüngere Tochter Margot, setzten sie auf Bildung. Gerade bei Fritz schien dieser Weg sich als erfolgreich zu erweisen. Bauer absolvierte das humanistische Eberhard-Ludwigs-Gymnasium und das anschließende Jurastudium mit Bravour und wurde 1930 zum Amtsrichter in Stuttgart ernannt. Dies war, wenn man so will, bereits eine außerordentliche Karriere, doch im Rahmen jüdischer Emanzipationsbestrebungen entsprach sie durchaus dem gängigen Erwartungshorizont. Weniger vorhersehbar war Bauers politisches Engagement. 1920 lernte er in Stuttgart den sozialdemokratischen Journalisten und späteren Politiker Kurt Schumacher kennen, mit dem ihn fortan eine lebenslange Freundschaft verband. Schumacher und der Rechtstheoretiker Gustav Radbruch, bei dem Bauer studierte, sollten ihn vor allem in seinem Rechts- und Sozialverständnis beeinflussen. Bauer besuchte Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiterjugend und trat kurz nach seiner Ernennung zum Amtsrichter der sozialdemokratischen Schutzorganisation »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« bei.⁶

Obwohl sich viele Juden in der Weimarer Republik für die Sozialdemokratie engagierten, war Bauer, der im Reichsbanner zum stellvertretenden Vorsitzenden des Landesverbands aufstieg, in dieser Stellung in Stuttgart eine Ausnahme; für viele Mitglieder der dortigen jüdischen Gemeinde zeigte

⁵ Fritz Bauer, »Das Ende waren die Gaskammern«, in: ders., *Die Humanität der Rechtsordnung. Ausgewählte Schriften*, hrsg. von Joachim Perels und Irmtud Wojak, Frankfurt am Main, New York 1998, S. 96.

⁶ Vgl. Wojak, *Fritz Bauer*, S. 109–112.

er nicht genügend »jüdische Gesinnung«, wie sich sein Stuttgarter Freund Helmut Mielke, der Bauer zum lokalen Berthold-Auerbach-Verein begleitete, erinnert.⁷ Amtsrichter dieser Zeit wagten es wiederum kaum, sich derart politisch zu profilieren und nicht nur Recht zu sprechen, sondern auch einer linksorientierten Organisation beizutreten, die Rechts- und Bürgerschutz garantieren wollte, indem sie vor rechtsnationalistischer Politik warnte.

War der Verband der Sozialdemokraten für Bauer ein Ersatz für den Familienverband und die jüdische Gemeinde? Die Partei und ihre Initiativen sollten bei seiner Sozialisation eine zentrale Rolle spielen, allerdings waren die Grenzen zwischen Familie, Judentum und sozialdemokratischer Partei nicht immer klar umrissen. Dies wird wohl nirgendwo deutlicher als in Bauers Hinweis auf ein Erlebnis, das von ihm als Urszene moralischer Erziehung und früher Politisierung geschildert wird. Es ist eine Familiengeschichte, ein privater Austausch zwischen dem Kind Fritz und seiner Mutter während eines Ferienaufenthalts in Baden-Baden:

»Aber daran erinnere ich mich, daß ich einmal aus der Laube heraus, die im Hotel war, mit meinem Tagebuch in der Hand zu meiner Mutter ging. Ich war vor ganz kurzem wiederum in Baden-Baden und habe genau den Platz gesucht und ihn wiedergefunden. Ich kenne genau den Quadratmeter, wo meine Mutter saß, ich ging zu ihr und ich sagte zu ihr: ›Mutti, was ist eigentlich Gott?‹ Das war die Frage, die den Sechseinhalb-, Sechsdreivierteljährigen beschäftigt hat, und ich weiß genau, und ich sehe es deutlich vor meinen Augen, wie meine Mutter zu mir gesagt hat: ›Das kann ich dir nicht sagen, vielleicht kann ich es dir nie sagen, aber es gibt einen Satz, und den merke dir, der gibt dir die Antwort fürs ganze Leben‹. Und ich habe den Satz eigentlich auch nie vergessen, er lautete: ›Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem anderen zu‹. Wenn ich also rückblicke, dann muß ich sagen, dieses Erlebnis, das also wirklich ganz inselhaft aus meinen früheren Erinnerungen auftaucht, dieses Wort hat sich so tief in mich eingepreßt, daß es eigentlich zur Richtschnur meines Lebens geworden ist.«⁸

Bauer erzählt von dieser persönlichen Jugenderinnerung, diesem Gespräch, das für ihn richtungweisend werden sollte, in einem öffentlichen, 1967 im Fernsehen ausgestrahlten Interview. Neben der Bedeutung als Urszene kommt dem hier von der Mutter geäußerten Leitspruch jedoch noch eine andere Funktion zu. Denn mit ihm entzieht Bauer seinen Eltern – beson-

⁷ Zit. nach ebd., S. 109 (Interview von Irmtrud Wojak mit Helmut Mielke).

⁸ Zit. nach ebd., S. 63. Das Zitat stammt aus der TV-Dokumentation ALS SIE NOCH JUNG WAREN (WDR, 1967); Fritz Bauer wird hier von Renate Harpprecht (geb. Lasker) interviewt, die zusammen mit ihrer Schwester Anita Lasker-Wallfisch Auschwitz und Bergen-Belsen überlebt hatte.

ders seiner doch in einem traditionellen jüdischen Haushalt aufgewachsenen Mutter – das spezifisch Jüdische. So wie Bauer die Szene schildert, wurde seine Frage nach Gott mit einer »säkularen« Anweisung beantwortet. Ein möglicher Hinweis auf das Judentum fehlt; Bauer gibt ein Gespräch wieder, wie es auch bei anderen deutschen Mutter-Kind-Paaren hätte vorkommen können.

Doch Bauer offeriert noch eine zweite Fassung dieser Begebenheit. Sein Gespräch mit der Mutter erscheint zuvor in einem anderen Kontext, nämlich in dem Vortrag »Die Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns«, den er auf Einladung des Landesjugendrings Rheinland-Pfalz am 29. Oktober 1960 in Mainz auf einer Arbeitstagung mit dem Titel »Rechtsradikalismus« hielt. In dem später veröffentlichten Text heißt es:

»Im Mittelalter wurde einmal ein jüdischer Philosoph von einem jungen Menschen gebeten, in *einem* Satz den Extrakt seines Denkens wiederzugeben. Er antwortete: ›Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.‹ Dieser Satz kann als kategorischer Imperativ dienen. Er schützt vor einer Wiederkehr des Vergangenen. Er umschließt den Widerstand gegen alle Trägheit der Herzen und gegen Unrecht, wo immer es geschieht, nicht zuletzt, wenn der Staat selber es begeht. Er fordert Zivilcourage und Mut gegen die Herrschenden, die oft schwerer sind als Tapferkeit vor dem Feind.«⁹

Was im Interview die Form einer Kindheiterinnerung erhielt, die bei einem erneuten Besuch im Kurort Baden-Baden überprüft wurde, erscheint hier weit entfernt von der Zweisamkeit des Mutter-Sohn-Gesprächs. Der Satz wird als Leitspruch nun scheinbar wissenschaftlich begründet, mit der Entfernung von Bauers Autobiographie allerdings wieder ins Judentum überführt.

Dies ging, zumindest im Kontext des Vortrags über die »Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns«, nicht ohne Diskussion vor sich. Nach einer Großen Anfrage der SPD musste sich das rheinland-pfälzische Kultusministerium dazu äußern, wieso der Vortrag Bauers nicht in gedruckter Form an die Oberstufen der höheren Schulen verteilt werden durfte, wie der Landesjugendring es vorgeschlagen hatte. Daraufhin entbrannte eine Debatte im Landtag von Rheinland-Pfalz, bei der verschiedene Abgeordnete Bauers Ausführungen angriffen. Interessanterweise stießen sie sich gerade an dem Bezug auf das Judentum. So fügte Bauer der gedruckten

⁹ Fritz Bauer, *Die Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns*, Frankfurt am Main 1965, S. 39, Hervorh. im Orig.

Fassung seines Vortrags in einem Nachwort auch seine Antwort auf die im Landtag erhobenen Einwürfe an:

»Der Abgeordnete W. meinte, um nur *ein* Beispiel zu nennen, ich hätte in meiner wohl abgründigen Bosheit und Ungerechtigkeit den Satz ›Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu‹ einem anonymen Philosophen jüdischer Religion in längst vergangenen Zeiten zugeschrieben, während der Satz in Wahrheit ›ein vulgäres, gängiges deutsches Sprichwort‹ sei und der von mir verfeimte und gelästerte Immanuel Kant mit seinem kategorischen Imperativ das gleiche ethische Postulat aufgestellt habe.

Wenn Büchmann sich in seinen *Geflügelten Worten*, die ich zu Rate ziehe, nicht täuscht, verhält es sich mit dem Zitat wie folgt: ›Das Wort ist die Umarbeitung von Tobias 4,16: ›Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue einem anderen auch nicht‹. Der Spruch ist vielleicht auf den Synedrialvorsitzenden Rabbi Hillel zurückzuführen, der von 70 v. bis 10 n. Chr. lebte. Nach dem Talmudtraktat Sabbath fol. 31 a hat er einst einem Heiden, der ins Judentum aufgenommen werden wollte, gesagt: ›Was Dir unlieb ist, füge einem Nebenmenschen nicht zu; das ist das ganze Gesetz.‹ Lampridius, 51, erzählt von Kaiser Alexander Severus (235 n. Chr.): ›Er rief öfter aus, was er von einigen Juden oder Christen gehört und behalten hatte: Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris, ließ es, wenn er jemand rügte, durch den Ausrufer ausrufen und liebte diesen Spruch so, daß er ihn sowohl an seinen Palast als auch an öffentliche Gebäude schreiben ließ.«¹⁰

Verbindet man beide Kontexte miteinander, so entsteht ein besonderer Chiasmus. In der persönlichen Anekdote wird Bauers jüdische Herkunft »neutralisiert«, während der Verweis in der öffentlichen Rede auf einen hebräischen Text und einen »jüdischen Philosophen« zurückgeführt wird, der nun nicht nur dem sozialetischen Denken Bauers, sondern auch der Antwort seiner Mutter Tradition verleiht. Die Frage des Kindes nach Gott wird somit nicht einfach säkular, sondern sehr wohl im Kontext jüdischer Tradition beantwortet.

Doch die Antwort Bauers ist auch aus einem anderen Grund interessant, denn er selbst folgte dem Vorbild des Kaisers Severus. Bauer ließ sowohl in Braunschweig, wo er ab 1949 als Vorsitzender Richter und im folgenden Jahr bereits als Generalstaatsanwalt tätig war, wie auch in Frankfurt, nach seiner Berufung zum hessischen Generalstaatsanwalt 1956, einen »Spruch« an der Wand des jeweiligen Justizgebäudes anbringen. Es war jedoch weder der Satz seiner Mutter noch die lateinische Fassung des Severus oder die hebräische Formulierung eines Rabbiners aus dem Mittelalter. Bauer wollte die erste

¹⁰ Ebd., S. 75, Hervorh. im Orig.

Zeile des Grundgesetzes zitieren, die für ihn damit zu einer Art Äquivalent seines Leitspruchs wird: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.«

Aber kehren wir noch einmal zu seinem Vortrag über die »Wurzeln faschistischen und nationalsozialistischen Handelns« zurück. In seiner Antwort auf die im Landtag erhobenen Einwände fährt Bauer fort:

»Aber unterstellen wir einmal, der Satz ›Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem anderen zu‹ sei ein deutsches Wort und ganz und gar im Geiste Kants. Die entscheidende Tatsache ist und bleibt, daß Millionen von Deutschen riefen: ›Deutschland erwache! Juda verrecke! Heil Hitler!‹ Sie riefen nicht: ›Was du nicht willst ...‹ Warum riefen sie das eine und nicht das andere? Das ist die Frage, die gestellt und zu beantworten war.«¹¹

Bauer bezieht hier Schopenhauer als weiteren Vertreter des Postulats mit ein,¹² aber er deutet auch hier auf eine Sozialethik hin, die auf jüdische Wurzeln zurückgeführt werden kann. In einem Vortrag zum 34. Geburtstag von Anne Frank, betitelt »Lebendige Vergangenheit«, führt er 1963 aus:

»Leo Baeck hat in seinem Buch über *Das Wesen des Judentums* das hebräische Wort ›Zedakah‹ in den Mittelpunkt gestellt. Es bezeichnet unser Wohltun; es ist das, was dem Nächsten gebührt, und mit dessen Erfüllung wir nur das getan haben, was die Pflicht gegen ihn immer wieder von uns verlangt. Der Gedanke von dem einen Gott und von dem einen Menschengeschlecht und dem einen bleibenden Menschenrecht hat diesen Begriff gebildet.«¹³

Es ist diese Achtung vor dem Anderen, die Bauer zum Beruf des Juristen und Richters führte und die er als Nächstenliebe auch in anderen Menschen bewirken wollte. Wird das Judentum nicht als Religion, sondern als ethische Richtschnur verstanden, so trifft es sich aufs Beste mit Bauers politischem Selbstverständnis und seiner Familientradition. Es wird nicht eigentlich zurückgewiesen, sondern geht in einer Art »Schutzbanner« auf.

11 Ebd., S. 76.

12 Vgl. Arthur Schopenhauer, *Über die Grundlage der Moral*; siehe dazu Hans-Joachim Niemann, *Die Strategie der Vernunft*, Tübingen 2008, S. 190.

13 Fritz Bauer, »Lebendige Vergangenheit« (1963), in: ders., *Humanität der Rechtsordnung*, S. 157–165, hier S. 164.

Der Einzelgänger

Die von Bauer mit einem Vortrag geehrte Anne Frank und ihre Schwester Margot konnten dem Hitlerregime und seinen Vernichtungslagern nicht entkommen. Bauer selbst emigrierte 1936 nach Kopenhagen, auch seine Schwester und ihre Familie konnten dorthin fliehen. 1943 entkam er der Deportation der dänischen Juden durch die Flucht nach Stockholm, nach Kriegsende kehrte er wieder nach Kopenhagen zurück. Für Bauer lag das Glück nicht nur in der Chance zur Emigration, sondern auch in der Ortswahl. Kopenhagen war nicht Amsterdam – oder Paris oder Prag. Die politische Entwicklung konnte Mitte der dreißiger Jahre nicht klar vorausgesehen werden.

Neben dem Triumph des Überlebens muss Bauer wie andere Emigranten, die das NS-Regime überlebten, wohl auch die Schuld des Überlebenden empfunden haben. Schließlich war das individuelle Überleben dem Zufall zu verdanken. Bauer war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Das Überleben war allerdings ein Triumph, der nicht gefeiert werden konnte. Die Folgen für andere, die sich nicht zur rechten Zeit am rechten Ort befunden hatten, waren zu schwer.

Bauer zog aus seinem Überleben eine politische Konsequenz. Er machte es sich nicht nur zur Aufgabe, eine gerechtere Welt zu denken und mit seinen begrenzten Mitteln auch zu schaffen, sondern versuchte gleichsam eine Zwischenposition zwischen Leben und Tod einzunehmen: Er wollte für die neue deutsche Generation wirken, indem er die im Nationalsozialismus Verfolgten und Ermordeten dem Vergessen entriss. Als Jurist, als Generalstaatsanwalt konnte er dies nur durch Verfahren und Urteilsprüche gegen die einstigen Täter erreichen, gegen die Väter der neuen Generation von Deutschen. Nur wenn sich alle Deutschen seiner eigenen Generation für ihre Taten verantworteten, gab es Hoffnung für die kommende. Und da diese Taten vor allem – jedoch nicht nur – jüdische Opfer betrafen, war die Sichtbarmachung von Juden notgedrungen ein Teil dieser Lektion.

Der Begriff »Juden« war für Bauer hier eher metaphorisch zu verstehen. Denn auch Behinderte wurden verfolgt und ermordet, politisch Andersdenkende, schließlich jedermann. Im Juden sollten die Zuschauer der zahlreichen Prozesse, die Bauer anstrebte, nicht den Fremden sehen, sondern letztlich sich selbst. Hitlers Taten galten, so argumentierte er, keiner besonderen Ethnie, keiner besonderen körperlichen Konstitution, keiner besonde-

ren politischen Richtung.¹⁴ Da ihm die Nächstenliebe par excellence abhandengekommen war, wandte sich Hitler am Ende gegen das deutsche Volk selbst: »Was Hitler schließlich wollte, war die Vernichtung des deutschen Volkes. [...] Auf die Todesmärsche der Juden aus Ungarn und der Insassen aus Auschwitz sollte der Todesmarsch der Deutschen folgen.«¹⁵

In Dänemark und Schweden hatte Bauer intensiven Kontakt zu SPD-Politikern im Exil und arbeitete an politischen wie juristischen Schriften, die sich mit der Vorstellung eines neuen, demokratischen Deutschlands beschäftigten, das nach dem Krieg entstehen sollte. Gleichzeitig publizierte er Bücher und Aufsätze in dänischer und schwedischer Sprache – Bauer war äußerst sprachbegabt. Noch in Stockholm kam 1944 sein Buch *Krigs-förbrytarna inför domstol* (Kriegsverbrecher vor Gericht) heraus, das sich mit der Behandlung von Kriegsverbrechern nach dem zu dieser Zeit noch andauernden Krieg beschäftigte; es erschien 1945 sogleich in deutscher Sprache. Bereits in diesem Buch skizziert Bauer den Weg, der zur Ergreifung und Verurteilung von nationalsozialistischen Tätern führen sollte und den er später als Generalstaatsanwalt in Braunschweig und Hessen mit notwendigen Modifikationen einschlagen wird. Schon damals ist er sich vieler Probleme bewusst:

»Um jemanden zu bestrafen, muß man ihn zuerst festnehmen. Es ist aber möglich, daß kein Mitglied der Gestapo und kein SS-Mann sich lebend fangen läßt. Vielleicht ist alles bereits für eine organisierte Massentarnung vorbereitet. Jeder Einzelne kann falsche Papiere haben und sich in einer Stadt niederlassen, in der ihn kein Mensch kennt. Viele werden weiterhin Nazis bleiben, mit dem einzigen Unterschied, daß die neue Bewegung sich unterirdisch vollziehen wird. Sie rechnen damit, daß auch die neue deutsche Generation nazistisch ist und niemand verraten wird.

Wird das Anklagematerial jemals bewiesen werden können? Die Prozesse werden oftmals Jahre nach der Verübung des Verbrechens stattfinden und weit entfernt von dem Ort, an dem es begangen wurde. Das Gedächtnis kann die Zeugen im Stich lassen. Viele Zeugen wurden systematisch ausgerottet, andere sind im Krieg umgekommen, evakuiert worden oder auf andere Art in dem Wirbel der Bevölkerungsverschiebungen des Krieges und der Nachkriegszeit verschwunden. Es ist noch nicht einmal sicher, daß die überlebenden Zeugen Lust und Mut haben, die Reise nach dem Ort, an dem die Gerichtsverhandlung stattfindet, zu unternehmen oder

14 So bereitete Bauer auch die »Euthanasie«-Prozesse vor. Vgl. Helmut Kramer, »Gerichtstag halten über uns selbst«. Das Verfahren Fritz Bauers zur Beteiligung der Justiz am Anstaltsmord«, in: Hanno Loewy, Bettina Winter (Hrsg.), *NS-»Euthanasie« vor Gericht. Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung*, Frankfurt am Main, New York 1996, S. 81–131.

15 Fritz Bauer, *Wir aber wollen Male richten euch zum Gedächtnis*, Dortmunder Vorträge 46, hrsg. vom Kulturamt der Stadt Dortmund 1961 (Vortrag, gehalten vor dem Mahnmal Bittermark beim 3. Bundesjugendtreffen der IG Bergbau), S. 3.

Aussagen zu machen. Vielleicht ist der nationalsozialistische Terror nicht vollständig gebrochen, vielleicht fürchtet man noch Meuchelmorde und Repressalien.«¹⁶

Was Bauer hier nicht voraussehen wollte, waren die Anfeindungen, mit denen die Anwälte und Staatsanwälte, welche die Gerichtsprozesse anstrebten, später konfrontiert waren – vor allem er selbst. Bauer erfuhr Kritik und Ablehnung, nicht nur durch Politiker und andere Juristen, sondern auch aus der Bevölkerung. So musste er in Frankfurt über Jahre mit einer Flut teils anonymer Drohbriefe, antisemitischer Pamphlete und Schimpftiraden am Telefon leben, vor denen ihn anscheinend niemand schützen konnte. Auf eine breite Unterstützung konnte er nie zählen.

Anders als viele andere Emigranten blieb Bauer den Ländern und Orten seines Exils, besonders Dänemark und Kopenhagen, sein Leben lang verbunden. Die Rückkehr nach Deutschland scheint ihm trotz seiner politischen Überzeugung nicht leichtgefallen zu sein. Er verhandelte etwa drei Jahre lang über die Wiederannahme der deutschen Staatsangehörigkeit und einer möglichen Richterposition. Trotz der Parteikontakte, die ihm im Exil und nach der Emigration ein politisches und in Grenzen auch ein soziales Umfeld boten, gibt es in seinen Schriften kein umfassendes »Wir«. Das Deutschland, mit dem er sich identifizieren wollte, war ein neues Deutschland, das noch nicht existierte. Für Bauer drückte es sich zunächst architektonisch aus. Er bestand auf einer modernen Einrichtung seines Büros und wollte auch privat in kein Haus ziehen, das ihn zu sehr an die Vergangenheit erinnerte. So erklärte er in einem 1968 veröffentlichten Gespräch mit dem Schriftsteller Gerhard Zwerenz:

»Wir Emigranten hatten so unsere heiligen Irrtümer. [...] Daß Deutschland in Trümmern liegt, hat auch sein Gutes, dachten wir. Da kommt der Schutt weg, dann bauen wir Städte der Zukunft. Hell, weit, menschenfreundlich. Bauhaus. Gropius. Mies van der Rohe. So dachten wir damals. Alles sollte ganz neu und großzügig werden. Dann kamen die anderen, die sagten: ›Aber die Kanalisationsanlagen unter den Trümmern sind doch noch heil!‹ Na, und so wurden die deutschen Städte wieder aufgebaut, wie die Kanalisation es verlangte.«¹⁷

16 Fritz Bauer, *Die Kriegsverbrecher vor Gericht*, Neue internationale Bibliothek, Bd. 3, Zürich, New York 1945, S. 13 f.

17 Zit. nach Claudia Fröhlich, »Wider die Tabuisierung des Ungehorsams«. *Fritz Bauers Widerstandsbegriff und die Aufarbeitung von NS-Verbrechen*, Frankfurt am Main, New York 2006, S. 377. Siehe Gerhard Zwerenz, »Gespräche mit Fritz Bauer«, in: *Streit-Zeit-Schrift* 6, 2 (1968), S. 99 f.